Leseprobe aus:

Der Spatz meiner Herrin ist tot

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Copyright © 2009 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek

Inhalt

JEFFREY EUGENIDES *Einleitung* * **7**

ANTON TSCHECHOW *Die Dame mit dem Hündchen* * **20**

WILLIAM FAULKNER *Eine Rose für Emily* * **43**

JAMES JOYCE *Die Toten* * **57**

DENIS JOHNSON *Schmutzige Hochzeit* * **113**

DAVID BEZMOZGIS *Natascha* * **122**

DEBORAH EISENBERG *Ein anderer, besserer Otto* * **155**

WILLIAM TREVOR *Liebende ihrer Zeit* * **203**

GUY DE MAUPASSANT *Mouche* * **231**

GILBERT SORRENTINO *Der Mond auf seiner Bahn* * **244**

VLADIMIR NABOKOV *Frühling in Fialta* * **259**

LORRIE MOORE *Eine andere Frau* * **288**

ISAAK BABEL *Meine erste Liebe* * **311**

ROBERT MUSIL *Tonka* * **321**

RICHARD FORD *Feuerwerk* * **373**

MIRANDA JULY *Etwas, das nichts braucht* * **398**

BERNARD MALAMUD *Das Zauberfaß* * **409**

RAYMOND CARVER *Wovon wir reden, wenn wir von Liebe reden* * **433**

HAROLD BRODKEY *Unschuld* * **451**

ALICE MUNRO *Der Bär kletterte über den Berg* * **503**

DIE AUTOREN * **562**

QUELLENVERZEICHNIS * **569**

JEFFREY EUGENIDES

Einleitung

Lesbias Sperling

Der lateinische Dichter Catull war der erste Dichter der antiken Welt, der ausführlich über eine persönliche Liebesbeziehung schrieb. Auch andere Dichter behandelten das Thema «Liebe» und gestatteten den erröteten Wangen und Alabastergliedern dieser oder jener Geliebten in den Rahmen ihrer Gedichte zu treten, aber es war Catull, der seine «nugae», seine Bagatellen, um eine einzige, quasi obsessive Leidenschaft für eine Frau baute, deren körperliche und geistige Präsenz die Zeilen seiner Gedichte erfüllt. Von den ersten peinigenden Augenblicken der Verliebtheit in jene Frau, die er «Lesbia» nannte, über die Glut körperlicher Liebe bis hin zu den Vertrauensbrüchen, die ihn verletzt zurücklassen und von denen er sich zu erholen und weiterzumachen mahnt, hat Catull alles erzählt und so mehr als jeder andere zur Schaffung jener Form beigetragen, die wir heute als Liebesgeschichte kennen.

Gaius Catullus wurde 84 v. Chr. in der Provinz Gallia cisalpina geboren. Er war der Sohn eines niederen Adligen und Geschäftsmanns mit Besitzungen in Spanien und Kleinasien und lebte etwa bis zu seinem dreißigsten Lebensjahr. Er war also ein sehr junger Mann, als er seinen Weg zur Dichtung – und zu Lesbia – fand. Natürlich war Lesbia nicht ihr richtiger Name. Ihr richtiger Name war Clodia. Altphilologen sind sich uneins, ob es sich um jene für ihre Zügellosigkeit berüchtigte Clodia handelt, die mit dem Prätor Metellus Celer verheiratet war und ihren Gatten möglicherweise ermordete. Lesbia könnte auch eine von Clodias Schwestern oder eine ganz andere Clodia gewesen sein. Sicher ist, dass sie verheiratet war

und mit Catull Ehebruch beging. Obwohl Catull, wie so viele Ehebrecher, den Ehebruch ablehnte (in Gedicht LXI schreibt er: «Dein Mann wird nicht leichtsinnig einer bösen Ehebrecherin hörig mit schändlichem Schimpf nachjagen, er wird nicht fern von deinen zarten Brüsten schlafen wollen»), sah er sich im Fall Clodia/Lesbia doch gezwungen, eine Ausnahme zu machen. Er ließ sich mit einer verruchten römischen Aristokratin ein, die ihn als Spielzeug missbrauchte, oder verfiel – so lautet die alternative Version – einem eleganten, verheirateten römischen Mädchen, das schließlich mit seinem besten Freund Rufus ins Bett ging. Von solchen Petitessen einmal abgesehen, ist eines klar: Eine große Liebesgeschichte hatte begonnen.

Von Catulls zahlreichen der Beziehung zu Lesbia gewidmeten Hendekasyllaben kümmern uns hier nur zwei. Die ersten beiden. Die, die mit Lesbia und ihrem Sperling zu tun haben.

> *«Sperling, meines Mädchens Wonne, mit dir spielt sie gern, hält dich am Busen, bietet dir die Fingerspitze zum Angriff und reizt dich zu heftigen Bissen! Wenn es meiner strahlenden Geliebten gefällt, irgendeinen lieben Scherz mit dir zu treiben – als kleinen Trost für ihren Schmerz –, dann, glaub ich, wird die heftige Glut beschwichtigt. O könnt ich mit dir spielen wie sie und meines Herzens düstre Sorgen lindern!»*

Das ist Gedicht II. Gedicht II A ist ein Fragment. Und in Gedicht III ist Lesbias Sperling tot. «[P]asser mortuus est meae pullae, / passer, deliciae meae puellae, / quem plus illa oculis suis amabit», schreibt Catull, was sich übersetzen lässt mit: «Meines Mädchens Sperling ist gestorben, er, der Sperling, meines Mädchens Wonne, den sie mehr als ihre Augen liebte.» (Übrigens hat dieses Gedicht oder, genauer gesagt, die Lautmalerei seiner beiden zentralen Begriffe, «passer» und «pipiabat», mehr als irgendetwas anderes, an das ich mich er-

innern könnte, dazu beigetragen, dass ich Schriftsteller werden wollte. Ich habe noch im Ohr, wie unsere Lateinlehrerin Miss Ferguson mit ihrer durchdringendsten Sperlingsstimme «passer pipiabat» piepte, um uns deutlich zu machen, wie sehr der plosive Rhythmus an einen singenden Vogel erinnert. Dass Worte Musik waren, dass sie, zugleich Zeichen auf einem Blatt, sich auf Dinge in der Welt bezogen und, in geübten Händen, Besitz von den Dingen ergriffen, die sie bezeichneten, war für mich, mit fünfzehn, eine aufregende Entdeckung und umso bemerkenswerter, als diese poetische Wirkung von einem jungen Mann erzielt worden war, der seit zwei Jahrtausenden tot war und diese Formulierung durch die Jahrhunderte geschickt hatte, um mich in meinem Klassenzimmer in Michigan zu erreichen und meine amerikanischen Ohren mit dem Klang römischen Vogelsangs zu erfüllen.)

Doch zurück zum Gedicht. Das Imperfekt des «pipiabat» ist elegisch: der Vogel pflegte zu singen. Nun ist sein Lied verstummt. Catull, der im Gedicht zuvor allen Grund hatte, sich zu wünschen, der Vogel würde fortfliegen, überlegt es sich jetzt anders. «O Unglück!», schreibt er. «O unseliger Sperling! Du bist schuld, dass jetzt meines Mädchens liebe Augen vom Weinen rot und geschwollen sind.» Es stand schlecht, als der Sperling da war. Es steht schlecht, jetzt, wo der Sperling weg ist. Nichts hindert Lesbia nunmehr daran, all ihre Liebe Catull zu schenken. Aber Lesbia ist nicht mehr in Stimmung. Schlimmer noch, das Weinen hat ihr Aussehen ruiniert.

Wenn Catull uns die literarische Liebesbeichte schenkte, dann zeigen diese beiden ersten Gedichte ihre Bandbreite. Das Buch, das Sie in Händen halten und das sich seinen Titel bei Catull borgt, ist eine Anthologie mit Liebesgeschichten. Sie alle wurden in den vergangenen einhundertzwanzig Jahren geschrieben. Es sind Texte russischer, österreichischer französischer und irischer Schriftsteller darunter. Es sind Geschichten

von berühmten, bereits verstorbenen Schriftstellern dabei und solche junger Amerikaner. Doch trotz der Vielfalt der behandelten Subjekte und Situationen bleibt ein Catull'sches Gebot durchgängig in Kraft. In jeder dieser neunzehn Liebesgeschichten gibt es entweder einen Sperling, oder der Sperling ist tot.

Ein Liebesdienst

Auf Geheiß des rührigen und unaufhaltsamen Dave Eggers (des Bono der Literatur) habe ich ein Jahr lang beinahe ausschließlich Liebesgeschichten gelesen. Die Methode, nach der ich diese Geschichten gesucht und gesammelt habe, war dabei maximal chaotisch und gesellig. Bei Vorträgen und Buchpräsentationen, in Aufzügen mit Lektoren und auf Literaturfestivals mit lichtscheuen Romanciers, in Universitäten, in lauten Tapas-Bars, über einem Delirium tremens in der Hopleaf Bar auf der Clark Street, habe ich jeden, der zufällig in der Nähe war, nach seiner Lieblings-Liebesgeschichte gefragt. Jonathan Franzen planschte nach einem verbotenen Seeigel-Essen vor der Amalfiküste und schlug gleich drei Erzählungen von Alice Munro vor. Jhumpa Lahiri war die erste von vielen, die auf «Die Toten» bestand. Und darum gebeten, etwas aus seinem eigenen Werk vorzuschlagen, hatte Martin Amis einige Schwierigkeiten, etwas hinreichend Romantisches zu finden. Ich beließ es nicht bei Schriftstellern. Natasha Egan vom Museum für Zeitgenössische Fotografie in Chicago erwähnte eine Geschichte, die ich einige Jahre zuvor gelesen und geliebt hatte, David Bezmogis' «Natascha». Der deutsche Künstler Thomas Demand lenkte meinen Blick auf Robert Musils schwierige und ziemlich zermürbende Erzählung «Tonka», die ich mich nachher zu vergessen mühte, aber nicht mehr aus dem Kopf

bekam (ganz wie die Liebe!). Und dann waren da noch die vielen Studenten und Dinnergäste, die büchernärrischen Barkeeper und wortgewaltigen Taxifahrer.

Viele Geschichten in dieser Sammlung hatten allerdings keinen Kuppler nötig. Sie zählten bereits zu meinen Lieblingsgeschichten. Will man seinen literarischen Fokus begrenzen, kommt man mit dem Kriterium «Liebe» nicht sehr weit. Aus einem bestimmten Blickwinkel betrachtet, scheint beinahe jede Geschichte eine Liebesgeschichte zu sein. Im Allgemeinen jedoch ist es nicht die Agape, sondern der Eros, der die Geschichten in dieser Sammlung belebt. Liebe ist hier in der Regel romantische Liebe. In fast jeder Geschichte werden Sie einem Liebenden und einem Geliebten begegnen, einem Subjekt, das ein Objekt verfolgt. In Miranda Julys «Etwas, das nichts braucht» sehnt sich eine junge Frau nach der Liebe ihrer besten Freundin, nur um sie schließlich um den Preis, sich selbst in jemand anders zu verwandeln, zu gewinnen. Die Jungfer in William Faulkners Südstaaten-Schauergeschichte «Eine Rose für Emily», deren Aussichten auf eine Ehe zum Scheitern verurteilt sind, weil ihr Vater es so will, greift nach des Vaters Tod zu einem verzweifelten Mittel, um ihren Geliebten zu halten.

Neulich, als ich beim Dinner gebeten wurde, die Liebesgeschichten, die ich hier aufzunehmen gedächte, aufzuzählen und zu beschreiben, tat ich das in aller Ausführlichkeit – und erntete skeptische Blicke. Es war nicht das, was man erwartet hatte, als ich das Wort «Liebe» in den Mund genommen hatte. Man hatte glücklichere, flauschigere Geschichten erwartet. Und deshalb sollte ich hier eine wichtige Unterscheidung treffen.

Was ist das, eine Liebesgeschichte?

Bitte bedenken Sie: Mein Thema hier lautet nicht Liebe. Mein Thema ist die Liebesgeschichte. Ein Kompendium philosophischer Ansichten über die Liebe könnte mit Platons Hypothese beginnen, dass die Menschen ursprünglich Hermaphroditen waren. In zwei Geschlechter getrennt, verwenden Männer und Frauen ihre Zeit seitdem darauf, ihre andere Hälfte zu suchen. Der heilige Thomas von Aquin schlussfolgerte, dass die Erektion vor dem Sündenfall willensgesteuert war. Adam, frei von Sünde, konnte einfach keine schmutzigen Gedanken haben. Im Garten Eden, Evas Nacktheit vor Augen (eine Nacktheit, die er als solche nicht erkannte), gab Adam also desinteressierte Fahrstuhlfahrerkommandos. «Hoch», lautete eines. Und hinterher: «Runter.» Die Evolutionsbiologie wiederum schafft die Liebe gleich ganz ab und hält den verlässlichsten Stoff eines Romanciers – Ehebruch und Scheidung – für nicht mehr als den festprogrammierten Imperativ, die eigenen Gene an die nächste Generation weiterzugeben. Sexualforscher kennen allein den chemischen Zustand der Verliebtheit, der ein paar Jahre anhält und sich sodann, selbst im Falle einer besonders glücklichen Paarung, in jene als «Paarbindung» bekannte Badetuch-Zweisamkeit verwandelt.

Was die Liebe betrifft, gibt es eine Million Theorien, die sie erklären. Was die Liebesgeschichte betrifft, liegen die Dinge einfacher. Eine Liebesgeschichte kann nie von echter Erfüllung handeln. Die glückliche Ehe, die erwiderte Liebe, die Sehnsucht, die nie vergeht – das sind glückliche Eventualitäten, aber keine Liebesgeschichten. Liebesgeschichten brauchen Enttäuschung, die ungleiche Geburt und die Familienfehde, die eheliche Langeweile und mindestens ein kaltes Herz. In Liebesdingen üben sich Liebesgeschichten fast ausnahmslos in übler Nachrede.

Wir schätzen die Liebe nicht, weil sie stärker, sondern weil sie schwächer ist als der Tod. Sagen Sie über die Liebe, was Sie wollen: Der Tod setzt ihr ein Ende. Sie werden niemanden über das Grab hinaus lieben, nicht auf eine körperliche Art, die der Liebe, wie wir sie auf Erden kennen, irgendwie gliche. Es ist ihre Vergänglichkeit, die der Liebe im Leben ihre tiefe Bedeutung gibt. Wäre sie endlos, gäbe es sie vom Fass, sie würde uns nicht so berühren, wie sie es tut. Und wir würden bestimmt nicht über sie schreiben. Die Erzählungen in dieser Sammlung bestätigen das bei jeder Gelegenheit. Von William Trevors Geschichte «Liebende ihrer Zeit», die von einem verheirateten Reiseverkehrskaufmann und einer Apothekenhelferin erzählt, die sich nirgendwo anders als in einem abgelegenen Badezimmer eines alten Hotels treffen können, über Gilbert Sorrentinos postmoderne Erzählung «Der Mond auf seiner Bahn», in der den liebenden Teenagern nicht nur das Schicksal, sondern auch die literarische Konvention der Romanze in die Quere kommt, bis hin zu Harold Brodkeys berüchtigter Erzählung «Unschuld», dem ausführlichen Bericht eines Harvard-Seniors über seine unermüdlichen Versuche, seiner Freundin durch einen virtuosen und ungemein verkopften Akt von Cunnilingus ihren ersten Orgasmus zu bescheren, sind die Menschen in diesen Geschichten auf der Suche nach einem Paradies, das vor ihren Augen entschwindet. Die alten Umstände zu fliehen bedeutet bloß, in die Fänge neuer Umstände zu geraten. Die schicksalhafte Liebe entpuppt sich als menschliche Phantasie. Sehnsucht ist ein selbststabilisierendes System. Unterdrücke sie hier, und sie wird dort wieder auftauchen.

Römischer Vogelsang

Die Erzählungen in diesem Band gehören in jenes Kontinuum, das die ersten beiden Lesbia-Gedichte Catulls umreißen: von voyeuristischer Sehnsucht bis zu desillusionierter Verstrickung. Der Erzähler von «Frühling in Fialta» lässt die vielen verpassten romantischen Gelegenheiten Revue passieren, die ihn mit einer Frau namens Nina verbinden. Viele Jahre ist es her, dass er sie in einer stockdunklen russischen Winternacht kennengelernt und geküsst hat. Wie das Thema eines Musikstücks kehrt Nina in das Leben des Erzählers zurück, und jedes Mal, wenn die Streicher gerade ihre Ankunft verkünden, scheppern wieder die Becken los, und sie verschwindet. Ich hatte zuletzt den Eindruck, dass sich mein Verhältnis zu Nabokov ein klein wenig abgekühlt hätte, dass mich die Nüchternheit der mittleren Jahre weniger empfänglich für seine üppige Lyrik hätte werden lassen. Die erneute Lektüre von «Frühling in Fialta» jedoch hat mich daran erinnert, wie viel besser als alle anderen Nabokov doch ist. Nicht nur vermittelt seine Erzählung dem Leser ein tiefes Gefühl von Wehmut, da das Dahinschwinden der Liebe von der Zerbrechlichkeit des Lebens und der Zeit und der Erinnerung selbst kündet, Nabokov gelingt es darüber hinaus, sekundäre und tertiäre Bedeutungsebenen in die Geschichte zu weben. Das Wetter zum Beispiel, der «trübe und bedeckte» Frühling in Fialta, der sich im Hintergrund der Ereignisse langsam verwandelt, taut, tropft und sich aufhellt, um dann am Ende gleichsam mit der tragischen Enthüllung hervorzubrechen. Zudem hat Nabokov die Erzählung mit lauter wiederkehrenden Details gespickt. Der Zirkus, der in die Stadt kommt, die beschleunigenden Automobile, all das wird in der Auflösung eine Rolle spielen. Das literarische Geschick all dessen spiegelt die literarische Vorstellungskraft (das Erkennen von Mustern, die

Orchestrierung des Schicksals) wider, die der Erzähler über die Jahre hinweg zu seinen zufälligen Begegnungen mit Nina beisteuert, eine literarische Vorstellungskraft, die jeder Liebende besitzt und in der er ein veritabler Shakespeare ist. «Frühling in Fialta» handelt nicht nur von einer schicksalhaften Liebe, deren Bestimmung es ist, niemals zu sein. Die Erzählung wiederholt das Geschichtenmachen, auf das wir uns unweigerlich einlassen, wann immer wir uns verlieben.

Der Sperling in «Frühling in Fialta» ist Ninas Ehemann Ferdinand, der immer im Weg ist. Im Fall der «Dame mit dem Hündchen» wiederum ist der Sperling tot. Gurow, der untreue Ehemann in der Erzählung, verführt während eines gemeinsamen Aufenthalts in Jalta Anna Sergejewna, eine unglückliche, jungverheiratete Frau. Gurow, der dergleichen schon zuvor praktiziert hat, nimmt an, er werde Anna vergessen wie er auch all die Frauen vor ihr vergessen hat. Doch er vergisst sie nicht. Die Erinnerung an sie sucht ihn heim, und schließlich folgt er ihr in ihre Heimatstadt, wo sie ihre Affäre wieder aufnehmen. In der Schlussszene der Erzählung treffen sich die beiden Liebenden heimlich in einem schäbigen Moskauer Hotelzimmer. Und dann folgt eine der rätselhaftesten Schlussszenen der Literaturgeschichte. «Und es schien, als könnte es nicht mehr lange dauern, bis die Lösung gefunden sein und ein neues, wunderschönes Leben beginnen würde; und beide begriffen sehr gut, dass es bis zum Ende noch sehr, sehr weit war und die größten Schwierigkeiten und Komplikationen noch vor ihnen lagen.» Eine von Tschechows Bewunderinnen, Serafima Remizova, war von diesem Ende maßlos enttäuscht. «Ich habe Ihre Erzählung gelesen», schrieb sie in einem Brief an Tschechow, «und ich möchte Sie bitten, eine Fortsetzung zu schreiben. Sie haben Ihre Helden allein gelassen … im kritischsten Augenblick ihres Lebens, da sie sich anschicken, eine Entscheidung zu treffen. Aber welche? … Für jemanden

wie Sie, Anton Pawlowitsch, der in des Menschen Herz sehen kann, ist es wichtig, darzustellen … wie man in einer solchen Situation das Glück finden kann.»

Doch die Ergebnislosigkeit von Tschechows Schluss, sein Versagen, darzustellen, wie man in einer solchen Situation das Glück finden kann (das einhergeht mit der Andeutung, dass es vielleicht überhaupt nicht gefunden werden kann), ist genau das, was diese Geschichte zu einer der größten Liebesgeschichten aller Zeiten macht. Sie endet, wo die Präliminarien der Liebe enden, nach dem ersten aufwühlenden Reiz, dem ersten Stelldichein, dem ersten Entsagen und dem Entsagen von diesem Entsagen, wenn die Sehnsucht erfüllt ist und die wahren, die großen Probleme anfangen.

Ich habe «Die Dame mit dem Hündchen» in den letzten Jahren unzählige Male gelesen, und meine Interpretation verändert sich laufend. Als ich noch jünger (und erfahrener) war, war ich sicher, dass der Schluss ironisch ist. Die emotionale Abgestorbenheit der Ehen dieser Liebenden würde mit der Zeit bestimmt auch ihre neue Beziehung infizieren. Wenn ich, älter (und unschuldiger) geworden, die Erzählung heute lese, kann ich mir nicht helfen und entdecke in Tschechows letztem Satz einen Schimmer von Optimismus. Als ich sie zum letzten Mal las, schien mir die Geschichte von ebenjenem Wunder zu erzählen, das nur allzu selten geschieht: von zwei gewöhnlichen Leute, die sich, aus unerfindlichen Gründen, auf außergewöhnliche Weise lieben.

Das Christentum, das sich in seinen Anfängen viel von der Erdverbundenheit des Judentums bewahrte und den Körper und seinen sexuellen Hunger als etwas Gutes begriff, wurde nach und nach vom Neoplatonismus infiziert, der von einem strikten Dualismus von Körper und Geist ausging. Askese, Abstinenz, Mönchstum – das alles kann man getrost den Griechen in die Schuhe schieben. Nichtsdestoweniger ist es,

haben denn die Erzählungen in dieser Sammlung irgendeine Beweiskraft, das körperliche Entsagen, das den Unterschied zwischen wahrer Liebe und ihrem Simulacrum ausmacht. Wenn der Körper nicht mehr begehrt wird, wenn die Schönheit geschwunden ist und die Besitzgier befriedigt, dann zeigt die wahre Liebe ihr Gesicht. Das scheint am häufigsten im Alter zu geschehen oder wenn das Ego die Spreu vom Weizen trennt. Wir werden, sagen die hier versammelten Geschichten, mit der Lust geboren und wachsen in die Liebe hinein, das aber nur manchmal und auch nur, wenn wir Glück haben.

In Alice Munros großartiger Erzählung «Der Bär kletterte über den Berg» bringt ein Mann seine an Alzheimer leidende Frau mit großem Bedauern in einem Pflegeheim unter und findet bei seinen folgenden Besuchen heraus, dass sie ihn allmählich vergisst und sich mit einem anderen Patienten einlässt. Ihr Ehemann reagiert auf diesen Tod im Leben mit einem Liebesakt, der weit über den Bund der Ehe hinausgeht und dem selbstlos Göttlichen nahekommt. Deborah Eisenbergs erschütternd schöne und unbestechliche Erzählung «Ein anderer, besserer Otto» zeigt, dass der einzige Rettungsanker im Augenblick der existenziellen Krise die alltägliche, eintönige, dauerhafte Gegenwart dieses Mängelwesens ist: des Partners fürs Leben. Beide Geschichten sind fast unmöglich gut. Die Komplexität der Charakterisierung allein ist ein Wunder – Munros Modellgatte war, stellt sich heraus, vor ein paar Jahren noch ein serieller Schürzenjäger, und der jähzornige Otto aus Eisenbergs Geschichte wird, obwohl er im Umgang mit anderen Menschen auf eine Politik der verbrannten Erde setzt, zu einem Mann von außerordentlicher Zärtlichkeit und philosophischer Einsicht, so wie Feuer einen ausgelaugten Boden nährt. Diese beiden Geschichten sind zugleich die düstersten dieser Sammlung; auf Zehenspitzen nähern sie sich dem Abgrund, Munro, indem sie ganz ohne Sentimentalität den

unausweichlichen Verfall von Körper und Geist beschreibt, Eisenberg, indem sie auf der absurden und mitleiderregenden Unwirklichkeit, der Winzigkeit des Selbst, beharrt. Und doch, um einen altmodischen Begriff zu verwenden: Die Liebe triumphiert in beiden Geschichten. Um bei Raymond Carver zu borgen, dessen Werk hier auch seinen Platz hat: Das ist es, wovon wir reden, wenn wir von Liebe reden. Nicht Eros, vielleicht, wenn alles gesagt und getan ist. Eher Agape.

Hätte Catull nur die beiden Eröffnungsgedichte über Lesbias Sperling geschrieben, man würde sich heute womöglich nicht mehr an ihn erinnern. Wo sie auf seine eigene schwierige Beziehung mit einer verheirateten Frau vorausdeuten und wo ich in ihnen die Pole entdecke, um die sich alle Liebesgeschichten drehen, gibt es eine ganze Welt des Details, der Besonderheit, der Spezifität dazwischen. Lesen Sie diese Geschichte also nicht, um die brutalen Realitäten der Liebe bestätigt zu finden, sondern um ihre vielen buntscheckigen, ausgleichenden Freuden zu erfahren. Von der erfrischenden Herbheit von Lorrie Moores «Eine andere Frau» über die sachliche Einschätzung in Richard Fords «Feuerwerk» bis zu Bernard Malamuds komischer Darstellung eines sehr wählerischen Rabbis haben die Geschichten, die auf manchmal verschlungenen Wegen zu mir gefunden haben, nie darin versagt, genau das zu sein, was ich nach einem langen unromantischen Tag am Schreibtisch lesen wollte.

Vielleicht können wir nur dann, wenn wir eine Liebesgeschichte lesen (oder schreiben), an der Ekstase und der Agonie des Verliebtseins zugleich teilhaben, ohne mit emotionaler Verkrüppelung dafür zu zahlen. Ich diene Ihnen dieses Buch deshalb als Heilmittel für den Liebeskummer und als Gegenmittel zum Ehebruch an. Lesen Sie diese Liebesgeschichten in der Sicherheit Ihres Einzelbettes. Lassen Sie die anderen leiden.

Und dann wäre da noch dieser Gedanke. Als Lesbia ihn abgewiesen hatte, was tat da Catull? Hat er sich umgebracht? Hat er sich bis zur Besinnungslosigkeit betrunken? Nein. Hauptsächlich hat er geschrieben, Lobreden auf seine Freunde und seinen toten Bruder. Er hat sich mit der gleichen Hingabe an die Arbeit gemacht, die er einst an Clodia verschwendet hatte. Und er hinterließ seine Gedichte, die zu den Geschichten in dieser Sammlung sprechen, die brennen oder blenden, erfreuen oder traurig machen, je nachdem.

Passer pipiabat. Hier ist eine freie Übersetzung: «Besser ein Spatz, am Leben oder tot, als gar kein Vogelsang.»

ANTON TSCHECHOW

Die Dame mit dem Hündchen

I

Es hieß, auf der Strandpromenade sei ein neuer Kurgast aufgetaucht – eine Dame mit einem Hündchen. Dmitri Dmitritsch Gurow, der bereits die zweite Woche in Jalta weilte und sich schon eingelebt hatte, begann sich ebenfalls für Neuankömmlinge zu interessieren. Als er im Pavillon bei Vernet saß, sah er eine junge Dame, eine mittelgroße Blondine in einem Barett, auf der Promenade vorübergehen; hinter ihr her lief ein weißer Spitz.

Und danach begegnete er ihr mehrmals am Tage, bald im Stadtpark, bald in den Anlagen. Sie ging allein spazieren, immer in demselben Barett und mit dem weißen Spitz. Niemand wußte, wer sie war, und alle nannten sie einfach: die Dame mit dem Hündchen.

Wenn sie ohne ihren Mann und ohne Bekannte hier ist, überlegte Gurow, sollte man eigentlich ihre Bekanntschaft machen.

Er war noch nicht vierzig, hatte aber schon eine Tochter von zwölf Jahren und zwei Söhne, die das Gymnasium besuchten. Man hatte ihn früh verheiratet, als er noch Student im zweiten Semester war, und jetzt erschien ihm seine Frau anderthalbmal älter als er. Sie war hochgewachsen, hatte dunkle Augenbrauen und hielt sich sehr gerade; sie war ernst und würdevoll und – wie sie selbst von sich sagte – eine denkende Frau. Sie las viel, ließ beim Schreiben von Briefen das stumme Endzeichen nach den Konsonanten weg und rief ihren Mann nicht Dmitri, sondern Dimitri; er fand sie jedoch insgeheim beschränkt, engherzig und wenig elegant, fürchtete

sie und blieb nicht gern zu Haus. Er war ihr schon seit langem und oft untreu; daher kam es wohl auch, daß er von Frauen fast immer häßlich sprach, und wenn in seiner Gegenwart von ihnen die Rede war, nannte er sie stets «minderwertiges Geschlecht».

Ihm schien, er sei durch bittere Erfahrung genügend belehrt, um sie nennen zu dürfen, wie es ihm beliebte, dennoch konnte er keine zwei Tage ohne das «minderwertige Geschlecht» auskommen. In Gesellschaft von Männern langweilte er sich, er fühlte sich unter ihnen nicht wohl, war wortkarg und kalt; befand er sich aber unter Frauen, so gab er sich ungezwungen und wußte, wovon er reden und wie er sich verhalten mußte; ja, es fiel ihm nicht einmal schwer, mit ihnen zu schweigen. In seinem Äußeren, in seinem Charakter, in seinem ganzen Wesen lag etwas Anziehendes, etwas schwer zu Fassendes, das die Frauen für ihn einnahm, das sie reizte; er wußte das, und auch ihn selbst zog eine unbekannte Macht zu ihnen hin.

Die wiederholte und tatsächlich bittere Erfahrung hatte ihn längst darüber belehrt, daß jede Annäherung, die am Anfang das Leben so abwechslungsreich gestaltet und uns als ein liebenswürdiges und leichtes Abenteuer erscheint, sich bei anständigen Menschen, besonders bei Moskauern, die etwas schwerfällig und unentschlossen sind, unvermeidbar zu einer wahren und recht komplizierten Verpflichtung auswächst, die zu guter Letzt zu einer schweren Belastung wird. Doch bei jeder neuen Begegnung mit einer interessanten Frau entschwand diese Erfahrung dem Gedächtnis; man wollte leben, genießen, und alles erschien so leicht und vergnüglich.

Und da geschah es, als er einmal gegen Abend im Gartenrestaurant speiste, daß die Dame im Barett gemächlich daherkam und sich an den Nebentisch setzte. Der Ausdruck ihres Gesichts, der Gang, das Kleid, die Frisur sagten ihm, daß sie zur guten Gesellschaft gehörte, verheiratet, in Jalta zum er-

stenmal und allein war und daß sie sich hier langweilte. Die Geschichten von den lockeren hiesigen Sitten enthielten viel Unwahres, er lehnte sie ab und wußte, daß solche Geschichten meist von Leuten erfunden wurden, die selber gern einen Seitensprung gemacht hätten, es aber nicht fertigbrachten; doch als die Dame sich, drei Schritte von ihm entfernt, am Nebentisch niederließ, fielen ihm all diese Geschichten von leichten Siegen, von Ausflügen in die Berge ein, und plötzlich bemächtigte sich seiner der verführerische Gedanke an eine rasche, flüchtige Verbindung, an einen Flirt mit der unbekannten Frau, deren Namen er nicht kannte.

Freundlich lockte er den Spitz zu sich heran, und als dieser kam, drohte er ihm mit dem Finger. Der Spitz knurrte. Gurow drohte ihm wieder.

Die Dame blickte ihn an und senkte sogleich wieder die Augen.

«Er beißt nicht», sagte sie und errötete.

«Darf man ihm einen Knochen geben?» Und als sie bejahend nickte, fragte er liebenswürdig: «Sind Sie schon lange in Jalta?»

«Etwa fünf Tage.»

«Und ich bin beinahe schon zwei Wochen hier.»

Sie schwiegen ein Weilchen.

«Die Zeit vergeht schnell, dabei ist es hier so langweilig!» sagte sie, ohne ihn anzublicken.

«Das sagt man gewöhnlich nur so, daß es hier langweilig sei. Leute, die irgendwo in Belewo oder Shisdra zu Hause sind, langweilen sich dort nicht, doch kaum sind sie hier, heißt es: ‹Ach, wie langweilig! Ach, der Staub!› Man sollte meinen, sie kämen aus Granada hergefahren.»

Sie lachte. Dann aßen sie beide schweigend weiter, wie Unbekannte, doch nach dem Essen entfernten sie sich nebeneinander; und es entspann sich ein scherzhaftes leichtes Geplau-

der wie bei müßigen, zufriedenen Leuten, denen es gleich ist, wohin sie gehen oder wovon sie sprechen. Sie gingen spazieren und redeten davon, wie merkwürdig das Meer beleuchtet sei: das Wasser hatte eine warme zartlila Färbung, und der Mond warf einen goldenen Streifen darüber. Sie sprachen davon, wie schwül es nach dem heißen Tag sei. Gurow erzählte, daß er Moskauer und seiner Ausbildung nach Philologe sei, jetzt aber in einer Bank arbeite; daß er früher einmal habe Opernsänger werden wollen, aber dann das Studium abgebrochen habe, daß er in Moskau zwei Häuser besitze … Von ihr erfuhr er, daß sie in Petersburg aufgewachsen sei, doch nach S. geheiratet habe, wo sie bereits seit zwei Jahren wohne, daß sie noch etwa einen Monat in Jalta bleiben wolle und daß ihr Mann, der ebenfalls eine Erholung brauche, sie vielleicht abholen würde. Sie konnte durchaus nicht erklären, wo ihr Mann tätig war – ob in der Gouvernementsverwaltung oder in der Semstwo-Verwaltung des Gouvernements –, und das kam ihr selber komisch vor. Und Gurow erfuhr auch, daß sie Anna Sergejewna hieß.

Nachher, in seinem Zimmer, dachte er an sie und daran, daß sie ihm morgen sicherlich wieder begegnen würde. So mußte es sein. Beim Zubettgehen fiel ihm ein, daß sie bestimmt vor kurzem noch Internatsschülerin war und genau wie jetzt seine Tochter hatte lernen müssen; er erinnerte sich, wie linkisch und befangen sie sich noch beim Lachen und bei der Unterhaltung mit Unbekannten benahm, wahrscheinlich war sie zum erstenmal im Leben allein, in einem Milieu, wo man ihr nachging, sie anschaute und sie anredete, aus einer geheimen Absicht, die sie sehr wohl erraten mußte. Er dachte an ihren schlanken, zarten Hals, an die schönen grauen Augen. Sie hat trotz allem etwas Bemitleidenswürdiges an sich, überlegte er beim Einschlafen.